

Vergangene Tage

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vergangene Tage.

Novelle von Emil Gügli, Chur.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

I.

Auch das Paradies der Erinnerung
hat seinen verbotenen Baum. E. H.

Bei allen Sternen!" rief Adalbert Springer, schoß vom Stuhl empor und warf die Zeitung, in der er gelesen, zu einem Knäuel zerknüllt zu Boden.

"Himmel . . ." — Doch gleich hielt er sich mit der Rechten den Mund zu und presste die Zähne fest aufeinander, als gälte es, die Worte zurückzudrängen und alle Gefühle, die in ihm aufstiegen, mit einem Druck der Hand zu ersticken. Den Kopf gesenkt, die Arme bald über der Brust gekreuzt, bald auf dem Rücken verschlungen, schritt er eine Weile im Atelier auf und ab; hierauf steckte er sich eine Zigarette an, warf sich auf ein paar Sekunden in den Lehnstuhl, um bald vom neuem unruhig hin- und herzuschreiten wie ein Löwe, dem sein Käfig zu enge ist. Plötzlich bückte er sich, hob das Blatt auf, entfaltete es hastig und starrte wieder eine Weile auf die gedruckten Zeilen nieder.

"s läßt sich nicht ändern, heute schon ist sie da," dachte er, "und morgen feiern wir in diesem Hause unser einjähriges Hochzeitsjubiläum! Nicht übel, dieser Zufall . . ." Wenig fehlte, und Adalbert Springer hätte seiner verzweifeltsten Stimmung abermals mit einem Kraftausdruck Luft gemacht.

Statt dessen stellte er sich eine Staffelei neu zurecht und begann sogleich die weiße Leinwand mit dunkeln Konturen zu bemalen.

Nie noch war er in solcher Stimmung gewesen. Verzweiflung und Seligkeit rangen in seinem Innern miteinander. Jetzt erfüllte ihn ein Gefühl grenzenlosen Uebermutes, und gleich darauf ward dieses von dumpfer Angst niedergerückt, um alsbald wieder jubelnd emporzusteigen. Mehr denn zwanzig Mal wandte er sich von der Arbeit ab, ging, nachdenklich den Kopf senkend, in dem nicht eben großen Raum auf und ab, — durch dessen Oberfenster das Licht eines hellen, schneeweißen Wintertages flutete — um nach kurzen, labyrinthisch verschlungenen Irrfahrten wieder an der Staffelei aufzulaufen, auf deren Leinwand sich allmählich eine Mondlandschaft zeigte mit großen schwarzen Bäumen und der Silhouette eines gewaltigen Schlosses, das sich auf dem weißen Hintergrund eines beschneiten Gebirgszuges gespenstisch abhob.

So wenig Adalbert Springer bis heutigen Tages in solcher Stimmung gewesen, so wenig war ihm bis an jetzt je eine solche Konzeption aufgetaucht; er fühlte, wie sich in diesen Minuten seine Phantasie ausdehnte, und in der Bangnis, die seltene Vision möchte ihm entschwinden, ehe er sie noch festgehalten, warf er die schwarzen Kohlenlinien auf die Leinwand, während die Erinnerung ihn gleichsam mit glühenden Armen umfaßte.

Unter alten Papieren, die er in fest verschlossenem Koffer verwahrte und die aus jener Zeit stammten, die lange schon vergangen, aber seinem Gedächtnis doch nie ganz entschwunden war — unter jenen Papieren befanden sich ein paar Verse, die er vergessen glaubte, die ihm jetzt aber mit seltsamer Sicherheit in Erinnerung kamen:

"Gedenk' ich deiner, wunderschöne Frau,
Wird mir die Welt zu Götterburg und -bau;
Da schwindet all die graue Alltagsplage,
Und frisch, gleich wie am ersten Schöpfungstage,
Als ob ein neuer Weltenfrühling sprokte,
Wird Erdenluft und Windzug, die ich koste.
Fern von der Menschen pflichtgewohntem Troß,
Erhebt sich unser tausendtürmig Schloß —
Ein Götterreich, in dessen weiten Landen
Niemals der Sagung eng Geheg bestanden,
Wo man nicht kennt das Bettlerruhekissen,
Des schwachen Herzens ängstliches Gewissen.
Auch du und ich, wir beide kannten's nicht:
Der Seele Schönheitstaumel war uns Pflicht,
Der Liebe Leuchten war uns Lust und Licht.
Entrückt dem Staube, nah der Sterne Schein,
Trunken von Glück, nur du und ich allein;
Das hell beschneite Feld, des Berges Gistoloß,
Des Waldes nächt'ge Stille: o mein Götterschloß!
O sel'ges Schwelgen, weltverlass'nes Tun,
So Aug' in Aug' und Hand in Hand zu ruhn . . .
Und dann, so weit uns auch die Füße tragen,
Nur ein Gesetz, das unsre Herzen schlagen,
Das beide wir in unsrer Seele Tiefen lesen:
Mein bist du, ewig mein; denn du bist mein gewesen!"

Wie lange mochte es her sein, seit er diese Verse niedergeschrieben? Adalbert brauchte es nicht erst an den Fingern abzuzählen: morgen feierte er ja sein einjähriges Hochzeitsjubiläum, und noch ein Jahr vor seiner Heirat hatte er "sie" kennen gelernt.

Allerhand praktische und künstlerische Gründe bewogen ihn damals, aus seiner Vaterstadt wegzuziehen. Man hatte begonnen, gegen das Liebesverhältnis, das er mit einem jungen, schönen, aber armen Bürgersmädchen eingeleitet, zu konspirieren; namentlich Freunde und Verwandte taten darin ihr Möglichstes. Je mehr man aber in der Stadt davon sprach und sich in allerhand Antrieben gefiel, desto hartnäckiger und stolzer hielt Adalbert an seinem einmal gefaßten Entschlusse fest, das Mädchen zu seinem Weib zu machen, und er brauchte sich bei seiner Standhaftigkeit gar nicht besonders Mühe zu geben: die Liebe allein hielt ihn fest genug. Eine unerläßliche Bedingung knüpfte sich freilich an diesen "Herzensbund": das Verlassen der Vaterstadt. Doch fiel ihm dies nicht schwer. Aufträge und Ankäufe hatten sowieso in den letzten Zeiten seines Dortseins bedeutend abgenommen; im Grunde sehnte er sich auch selbst nicht wenig nach dem Aufenthalt in einer neuen, ihm bisher unbekanntem Gegend, wie nach einem neuen Wirkungskreis.

Da traf es sich gut, daß in einer kleinen Stadt seines Heimatlandes, die ihrer Lage wegen jahraus und -ein sich eines großen Fremdenbesuches erfreute, ein neues großes Hotel erbaut wurde, zu dessen Saal- und Zimmeraus schmückung man unter anderm auch eines geschickten Landschafters bedurfte. Adalbert Springer meldete sich und wurde mit der Ausführung des landschaftlichen Schmuckes betraut, einer Arbeit, die ihn über ein halbes Jahr beschäftigte. Zudem hoffte er, sich durch seine Malereien in diesem, von den reichsten und vornehmsten Fremden besuchten Hotel, einen Namen zu machen, der es ihm ermöglichte, seinen Aufenthalt auf längere Zeit auszudehnen, indem er darauf rechnete, von solchen

Passanten Bestellungen zu erhalten und dafür auch ordentlich bezahlt zu werden. Und seine Hoffnung schlug nicht fehl. Eine Tafel, die im Vestibül des Gasthauses aufgehängt wurde und die Reisenden darauf aufmerksam machte, daß jene die Räume schmückenden landschaftlichen Malereien von Adalbert Springer herrühren, tat bald ihre Schuldigkeit und gute Wirkung.

An diese erste Zeit seiner Anwesenheit in der kleinen Stadt hatte sich Adalbert öfters die Jahre hindurch erinnert; denn es war eine Zeit seltener Leidenschaftlichkeit gewesen. Kaum zwei Monate mochte er daselbst sich aufgehalten haben, als er sie kennen lernte, die ihn bald mit Leib und Seele gefangen nahm.

Der Einladung eines Gesangschores, der Händels „Messias“ zur Aufführung brachte, Folge leistend, war Mathilde Reither nach K. gekommen. Sie hatte die Stadt schon früher mehrmals besucht und benützte auch diesmal den Anlaß, um ihren Einzug zu einem kleinen Winteraufenthalt auszudehnen. Zu den städtischen Sehenswürdigkeiten gehörte schon damals das im Außenbau vollendete Hotel, dessen innere Ausschmückung noch in Arbeit stand. Beinahe alle Tage hatte Adalbert Springer Besuch von Leuten, die sich aus praktischen oder ideellen Gründen oder gar aus bloßer Neugierde in dem Neubau umzusehen wünschten.

In Begleitung des Journalisten und Redaktors Jonas Held war dazumal eines Tages auch Mathilde Reither erschienen.

Auf den höchsten Sprossen der Leiter stand Adalbert, malte eben eine braune Bank in sein Landschaftsbild und dachte sehnsüchtigen Herzens der lieben kleinen Anna, als Jonas in die Flügeltür trat und mit lauter Stimme in den weiten nachdröhnenden Saal rief:

„Hrrr — runtersteigen! Antreten! Achtung, steht!“

Adalbert sah sich um und gewahrte, wie sein Freund, eine schlanke, dunkelgekleidete Dame mit komischer Grazie an der Hand führend, auf ihn zukam. Mit heiter lachenden Gesichtern blieben die beiden dann stehen, bis Adalbert seinen hohen Standpunkt verlassen hatte und zu ebener Erde dastand.

Zuerst war er bei dem Rufen erschrocken und hätte beinahe das Gleichgewicht verloren; jetzt schämte er sich und errötete: ihm war, als hätte man ihn mit seiner Anna auf der einsamen braunen Bank ertappt.

An diese Szene erinnerte sich Adalbert noch so gut, als ob sie sich eben erst ereignet hätte. Er hatte denn auch bei dieser Begegnung nicht Mut und Gelegenheit gefunden, sich die neue Bekannte des nähern anzusehen.

Man wechselte ein paar freundliche Worte, und dann war alles vorüber; aber der Klang ihrer tiefen, sonoren Stimme tönte ihm den ganzen Tag über in den Ohren nach, und oft wandte er sich — in Gedanken vertieft — von seinem Bild ab, um zu sehen, ob sie nicht wieder im Saal stehe, mit warmen Worten seine Gemälde rühmend. Mit leise zitternder Hand malte er an jenem Tag die kleine braune Bank fertig und dachte nur ungern daran, wie er sich zuerst vorgestellt, Anna habe daselbst neben ihm gesessen.

Und nach zwei Tagen war sie dann wieder gekommen — allein! Diesmal brauchte Adalbert nicht erst von seiner Leiter hinunterzusteigen; eben stand er mitten in dem großen Saal und ließ seine Blicke an den Wänden

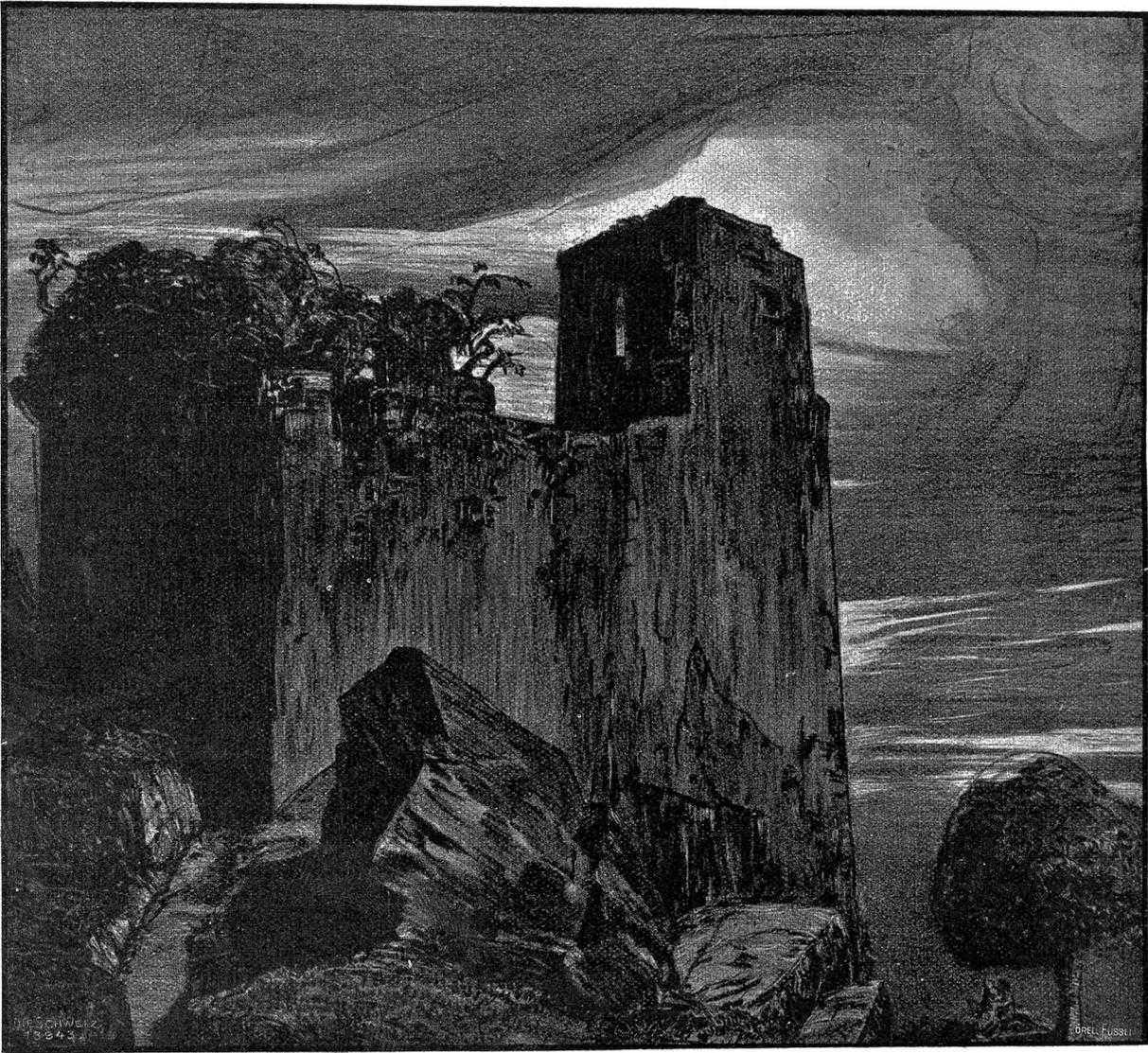
hin- und herschweifen, um deren verschiedene Farbtöne zu beobachten und danach diejenigen seiner eigenen Malereien abzuwägen — da klangen rasche Schritte durch die hohe Halle, und das Geräusch seidener Gewänder flüsterte heran; er wandte sich um und siehe: Mathilde Reither stand vor ihm und sagte, noch ehe er grüßen konnte, mit leise vibrierender Stimme:

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie störe! Ich werde gleich wieder gehen, — ich wollte Ihnen nur noch herzlich Glück wünschen zu Ihrer schönen Arbeit. Und dann mußte ich Sie nochmals sehen; ich werde morgen verreisen und wollte nicht gehen, ohne Sie noch einmal gesprochen zu haben. . . Nun aber leben Sie wohl; ich werde oft an Sie denken!“

Sie reichte ihm die Hand. Adalbert blieb nichts übrig, als selbst in höflicher Weise ihr Lebewohl zu sagen und eine gute Reise zu wünschen. Mit raschen Schritten — wie sie gekommen war — schritt die schöne Frau wieder davon. Adalbert sah ihr erstaunt nach, und kaum war die schlanke Gestalt verschwunden, glaubte er, geträumt zu haben.

Seit jener Minute stand das Bild der fremden Frau ununterbrochen vor Adalberts Phantasie, und noch war keine Stunde vorübergegangen, so wünschte er, sie möchte wiederkommen. Er schämte sich jetzt, daß er ihr so ungeschickt, mit kalter Höflichkeit „gute Reise“ gewünscht und auch nicht den leisesten Schimmer seiner erwachenden Zuneigung hatte durchblicken lassen. Nun würde sie verreisen, ohne irgend welche Ahnung seines Empfindens. Warum hatte er sie nicht gebeten, etwas länger zu verweilen. Er hatte ja nichts zu versäumen und würde sich gefreut haben, ihr von seinen neuesten Entwürfen erzählen zu können. Gewiß war sie hergekommen, um etwas von seinen künstlerischen Plänen zu erfahren — und nun hatte er sie ziehen lassen, ohne ihren Wünschen zu entsprechen. Je genauer sich Adalbert über ihr Kommen und Gehen Nachenschaft zu geben versuchte, desto ungeschickter und nichtswürdiger erschien ihm sein Betragen, sodaß er schließlich die arbeitslustige Stimmung verlor und aus dem Hause fortging, um in der Winterluft einen erfrischenden Spaziergang zu machen. Allein, kaum befand er sich draußen vor der Stadt, so überkam ihn ein bisher nie empfundenenes, beängstigendes Gefühl, er dachte: wenn sie nun aus irgend einem Grund ihn dort noch einmal in den Sälen auffuchen würde und er wäre nicht da? Der Einfall, so widersinnig er ihm auch vorkam, ließ ihm keine Ruhe. Wie auf Kommando wandte er sich stadtwärts und begab sich wieder ins Hotel, wo er, ohne zu arbeiten, lange in den Räumen auf- und abging.

Am nächstfolgenden Tag machte er sich mit frischem Mut an sein Werk; er zeichnete und malte mit verdoppeltem Eifer, als gälte es schaffend ein böses Fieber im Reim zu ersticken. Aber je tiefer er sich in sein Gemälde, eine einsame Bergseeinsel darstellend, vertiefte, desto stärker empfand er seine Einsamkeit. Ob er sich's auch nicht einzugestehen wagte, er fühlte es nur zu gut: sie fehlte ihm, sie, die gestern von ihm Abschied genommen und mit wenigen herzlichen Worten sich ganz in seine Seele gesprochen hatte. Ihm war, als wäre ein wunderbarer Glanz, der ihn auf kurze Stunden umgeben, unwiederbringlich seinem Leben verloren.



Burgruine. Nach Originallithographie von Gustav Gamper, Zürich.

Ein paar Tage später aber war all der Glanz zehnfach wiedergekommen. Sie war nicht abgereist, sondern hatte ihn zum zweiten Mal aufgesucht; offenherzig gestand sie ihm auch, weshalb sie die Reise verschoben: allein nur seinethalben.

Sie habe sich flüchten wollen vor ihrem eigenen Herzen und hab' es doch nicht vermocht; alles sei zur Abreise bereit gewesen; im letzten Augenblick jedoch sei sie wider ihren eigenen Willen dageblieben. Umsonst habe sie mit sich gekämpft, all die Tage und Nächte hindurch — das Ende aller Kämpfe sehe er nun selbst. Nun er all dies wüßte, werde er sie wohl auslachen; sie habe es ja auch nicht besser verdient. Allein, das könne er ihr nicht nehmen: hier an demselben Winkel der Erde zu bleiben, mit ihm dieselbe Luft zu atmen . . .

In toller Trunkenheit verirrt war sie damals gekommen, hatte ihm heiß und hastig ihr Herz ausgeschüttet, mit jedem Wort seine eigene Liebe angefacht und entzündet bis zur Gewalt eines süßen tiefen Mitleids.

Und dann war es — wie Mathilde einmal sagte —

dann war es gekommen, wie es kommen mußte. Im Schneegestöber wilder Winternächte trafen sie sich an einsamen Orten, wanderten zusammen über weiß verschneite Felder und an totenstillen Waldesräumen, als ob rings um sie der Frühling erwacht wäre: Hand in Hand und Arm in Arm, schwärmend wie Kinder, den bleichen Schnee wie erstes Saatengrün bewundernd und in Tal und Gebirge verliebt, als ob sie ihr Eigen wären.

Adalbert hatte in der Stadt zwei Zimmer gemietet, wo er schlief und in der Zwischenzeit für sich arbeitete. Wochenlang schon waren sie zusammen gegangen, ohne daß eins von ihnen daran gedacht hätte, sich vor der winterlichen Unbill dorthin zu flüchten. Da kamen plötzlich Tage eistiger Kälte, begleitet von schneidendem Nordwind; nur auf kurze Minuten konnten sie sich damals im Freien sehen. Doch bald ließ ihnen die Trennung keine Ruhe mehr, und so stahlen sie sich wie Schelme in Adalberts Wohnung. Klopfsenden Herzens, als ob's in den Tod ginge, fand sich Mathilde bei ihm ein, und ihre Liebe kannte kein Stillestehen.

Wohl hatte ihr Adalbert gleich beim ersten Zusammengehen offen und ehrlich erklärt, wie es mit ihm stehe, daß er mit einem Mädchen aus seiner Vaterstadt verlobt und entschlossen sei, es zu seiner Frau zu machen.

Mathilde antwortete ihm wie in schmerzlicher Verwirrung: „Warum mußt du mir das auch noch sagen? Ich weiß es ja längst! Ich weiß auch, daß du sie lieb hast — man hat mir alles erzählt . . . Ich selbst habe es mir tausendmal gesagt, ehe ich kam, dich wiederzusehen. Dennoch hat das nichts geändert. Trotz allem bin ich gekommen. Und ich werde wieder gehen, wie ich gekommen bin. Meinethalben sollst du nicht ein gegebenes Wort brechen. Ich bin arm und werde arm bleiben; es soll wohl so sein! Warum? Ich weiß es nicht! Nur das Eine weiß ich, daß ich dich liebe, lieben muß . . . Aber so unglücklich darfst du mich nicht machen und mir ein paar Tage goldener Gegenwart versagen, weil dir eine glückliche Zukunft sicher ist, so sicher, wie uns allen der Tod. Lange ist meines Bleibens hier ja nicht, und wenn ich dann fort bin, wirst du mich so leicht, so bald vergessen — zähle darauf! Ich aber werde dann Tag und Nacht dem Schicksal danken, daß es mich einmal im Leben fühlen ließ, was Liebe ist. Was kann ich denn dafür, daß du mir dazu auserwählt bist, was kannst du selbst dafür? Darum schwöre ich dir, ich will dich nicht von deinem einmal eingeschlagenen Weg ablenken; du selbst sollst nicht daran denken, ihn zu verlassen. Aber eines bitte ich dich: Laß mich, wenn auch auf kurze Zeit nur, auf deinem sonnigen Weg dein Begleiter sein, dein getreuer Begleiter! Ohne ein Wort der Klage will ich dann scheiden und gehen — querfeldein durch Dornen und Gestrüpp, gleichviel wohin mich der Pfad führt . . .“

Und so war es auch gekommen. Mathilde war, wenn auch nur auf kurze Wochen, Adalbert ein treuer Begleiter geworden; ihre Liebe beschien seinen Weg mit der milden Kraft der Frühlingssonne. Wie im Traum vollbrachte er seine Tagesarbeit, und seine Gemälde selbst leuchteten wie schöne Träume.

Der Gedanke, daß all der Zauber dieses Glückes eines Tages eine Ende nehmen sollte, erfüllte Adalbert wohl auch öfters mit Schwermut; doch vermochte sie nicht, ihn niederzudrücken; denn in der Ferne leuchtete schon eine neue glückselige Zeit auf, die die zerrinnende vielleicht noch an reifer Süße überbieten würde. Und dessen war er sich bewußt: so mühsam und verzagt bis anhin in dieser Stadt sein Schaffen gewesen war, so frei und fessellos quellend wurde es kraft der Liebe, die ihm mit milden Händen jede Sorge von dannen scheuchte. So flogen die Wochen dahin, bis an eben dem Tag, da Adalbert den letzten Pinselstrich an die Gemälde legte, auch Mathilde von ihm schied. Am Morgen ihrer Abreise kam sie noch in die Säle: unter Tränen gab sie ihm die Hand und sprach die schlichten Worte: „Ich komme noch, um dir für alles, alles zu danken. Behüt' dich Gott!“ Dann schritt sie rasch davon, wie damals, als sie ihn zum ersten Mal aufgesucht hatte.

Hin und wieder noch wurde unter Bekannten von ihr gesprochen; dann hörte Adalbert stumm, mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Allein, mit jeder Woche wurden solche Erinnerungen feltener, und bald schien man sie ganz vergessen zu haben; auch Adalbert vernahm nichts mehr von ihr.

Auf seiner Hochzeitsreise jedoch, da wollte es ein seltsamer Zufall, daß er sie wieder sah. Es war auf dem Bahnhof einer kleinen Seefstadt, morgens um zehn Uhr, kurz vor der Abfahrt. Sie stand auf dem Bahnsteig, an eine Ecke des Gebäudes gelehnt, den Kopf gesenkt, die rechte Hand nachdenklich an die Lippen drückend. Adalbert mußte schon mehrere Male am Arm seines jungen Weibchens an ihr vorübergeschritten sein. Plötzlich erkannte er sie, zwanzig Schritte von ihr entfernt; da blieb er, selbst erschrocken, wie angewurzelt stehen, verlegen nach dem Zug Umschau haltend. Da kam dieser auch schon herangefahren. Rasch stieg Adalbert mit Anna ein und sah noch, wie Mathilde eine Bekannte empfing. Dann ging's fort . . .

Das war das letzte Bild, das er von ihr im Gedächtnis hatte, ein Bild des Lebens, ein Bild der Liebe: sich begegnen, erkennen und trennen . . .

„Adalbert! Bert! Zu Mittag essen!“ rief jetzt eine helle Frauenstimme zur offenen Tür herein. Der Maler, der den Kopf in die Hände gestützt, dagesessen hatte, schrak aus seinen Träumen auf und ging, zum ersten Mal klopfenden Herzens, seiner Frau entgegen: ihm war, als müßte sie in seinem Gesicht lesen können, an wen er ununterbrochen während der langen Vormittagsstunden gedacht.

Als er das behaglich ausgestattete Schlafzimmer betrat, machte sich Anna noch am Büffett zu schaffen, während er sich alsbald, noch immer gedankenvoll, mit einem Seufzer zu Tisch setzte.

„Ei, ei, 's wird doch nicht dein Ernst sein? Das ist ja ein Stöhnen, als ob du gleich sterben wolltest,“ neckte ihn Anna.

„'s wär' vielleicht das Beste und jedenfalls nicht schade,“ erwiderte Adalbert mit ernster Stimme, die jeden Scherz ausschloß.

„Wie du sprichst! So was nicht sagen — auch im Scherz nicht!“ warnte Anna und fuhr tröstend fort: „Was dir heute nicht gelingt, wird dir morgen leicht geraten.“ Und sie ging raschen Schrittes auf Adalbert zu und preßte ihre Lippen auf seine Stirn.

Er schämte sich jetzt, sich so schwach gezeigt zu haben, zog Anna zu sich nieder, küßte sie auf Augen und Mund und sagte beruhigt: „Du bist so gut! Verzeih', daß ich dir weh getan; es ist wahr: an deiner Hand, in deiner Nähe brauchst mir vor nichts zu bangen.“

Anna drang nicht weiter in ihn. Sie wußte, daß jede Stimmung des Gemüths ihre Zeit haben will, und fürchtete, vor Adalbert in kleinlicher Neugierde zu erscheinen, wenn sie ihn nach nähern Ursachen fragen würde. Sollte es in ihrer Macht liegen, ihm helfen zu können, und sollte Adalbert selbst ihre Hilfe wünschen, so fände er ja auch Worte, ihr dies zu sagen; andernfalls aber würde ihr Anerbieten doch nutzlos sein.

Indes schweiften seine Gedanken zurück zu Mathilde; tausend neugierige Fragen summten in seinem Kopf. Wie, wenn er sie nun dieser Tage begegnen sollte? Ob sie ihn wohl erkennen würde? Ob sie seinen Gruß erwidern, ihn anreden oder ihn mit wegwerfendem Stolz behandeln würde? Ob wohl noch ein Fünkchen Liebe, ein Flämmchen Leidenschaft in ihrem Innern lebendig war? Ob sie noch der Wochen gedachte, da sie die

Sehnsucht tagtäglich zusammenführte? Oder ob das alles vergessen, erloschen, tot und begraben war?

Ein brennender Schmerz erwachte in ihm, wenn er dies glaubte befürchten zu müssen. Er hatte ja selbst oft genug ihrer gedacht. Die Erinnerung an jene leidenschaftlichen Zeiten war ihm stets eine Quelle gewesen, aus der er manch lebensvolle Stimmung, manch schönen Künstlertraum schöpfte. Einige seiner besten Malereien verdankte er der Inspiration in Augenblicken, da er sehnsüchtig der entschwundenen Frau gedachte. Ein Gemälde, das die Walliserin darstellte, der im Gebirge verirrt schönen Mailänderin darstellte, der der arme Grimfshirt auf der Törbjeralp begegnete — ein Werk, das ihm reiche Anerkennung eingetragen hatte — er verdankte es der Erinnerung an Mathilde. Und heimlich stieg in ihm der Wunsch auf, einmal, ein einzig Mal nur ihr auch sagen zu können, was sie ihm gewesen und noch war: ein schönes lebendiges Ziel seiner verschwiegene Sehnsucht, einer großen dunkeln Sehnsucht, die seinen Gedanken und Träumen die pulsende Wärme des Lebens verlieh.

In diesem Zusammenhang tauchte ihm jetzt auch ein Plan auf, von dem er schon früher hin und wieder

zu seiner Frau gesprochen hatte, dessen Ausführung er nun aber nicht schnell genug glaubte an Hand nehmen zu können: die Versekung seines Ateliers. Seitdem er verheiratet war, befand sich dieses unmittelbar neben der Wohnung; ein zu diesem Zweck nicht ungünstig gelegenes Zimmer war seiner Zeit zu einer Malerwerkstatt eingerichtet worden. Indessen hatte sich dann der Raum als zu klein erwiesen, und der Wunsch nach einer passenden Arbeitsstätte war bald einmal laut geworden. Im Gedräng des Tages war jedoch die Ausführung des Planes bisher unterblieben.

Wie, wenn er nunmehr die Gelegenheit benützte und gleichsam zur Entschuldigung seiner vorhin verratenen schlechten Laune in allem Ernst von der Absicht, umzuziehen erzählte?

Jrgendwo vor der Stadt würde sich gewiß etwas finden, was seinen Ansprüchen genügen könnte. . . . Und dann — dann würde vielleicht auch „Sie“ einmal, ein einziges Mal nur hinkommen. Dort wäre er allein — allein mit seinen Erinnerungen und Phantasten; keine häusliche Kleinigkeit würde ihn dort stören, und eines Tages würde gewiß auch die Stunde kommen, da er ihr all seinen Dank zu Füßen legen könnte.

(Fortsetzung folgt).

Die Plakette zur aargauischen Jahrhundertfeier*).

Mit zwei Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Während der letzten Jahre sind in der Schweiz eine so große Zahl von patriotischen Festen gefeiert und infolgedessen so viele Erinnerungsmedaillen geprägt worden, daß die edle Kunst des Medailleurs der Massenproduktion verfiel und ihre Erzeugnisse zum Teil einen recht trivialen Charakter annahmen. In der Tat ist es für jeden Künstler sehr schwer, nachdem so zahlreiche Werke dieser Art vorausgegangen sind, noch eine Idee zu finden, die nicht verbraucht ist; für die aargauische Jahrhundertfeier war dies um so schwieriger, als die Geschichte der Entstehung des Kantons keinerlei ausgezeichnete Ereignisse, heroische Taten oder dergleichen aufweist, die sich für eine künstlerische Behandlung eignen. Das junge Staatswesen wurde in Paris, in den Bureau des ersten Konsuls gegründet. Zwar in den Jahren vorher war auf aargauischem Boden viel Blut vergossen worden; alle Teile des Landes hatten schwere Opfer bringen müssen und hatten unter den

Drangsalen des Krieges bis zur Erschöpfung gelitten; allein es war ein ruhmloser Krieg, geführt von fremden Mächten, für fremde Interessen. Und wo einmal wie bei Neueneegg einzelne tapfere Männer aus dem Aargau sich durch ihre Aufopferung hervorgetan hatten, da stunden sie auf der Seite,

der wir nach unserer heutigen Auffassung den Sieg nicht wünschen dürften. Es war daher ein höchst glücklicher Gedanke, daß Frau Sophie Burger-Hartmann in Basel, die Künstlerin, welche die an dieser Stelle reproduzierte Plakette schuf, den bedeutendsten aargauischen Staatsmann jener Zeit, Philipp Albert Stapfer, zum Mittelpunkt einer frei erfundenen Handlung machte. Schon in den Jahren der Helvetik hatte sich Stapfer bemüht, den neugegründeten Kanton Aargau als ein Ganzes beisammenzuhalten, und wie dann die Konfulta in Paris die politische Ausgestaltung der Schweiz beriet, da war es vorzugsweise seiner Klugheit und Tatkraft zu danken, daß der Kanton bestehen blieb und daß die Mediationsverfassung ihm den Umfang verlieh, der für eine gedeihliche Entwicklung unerläßlich schien. Frau Burger gibt nach alten Bildnissen die markante Physiognomie Stapfers mit seinem auffallend hoch-

gestalteten Kopfe getrenntlich wieder, und auch die übrigen Figuren im Vordergrund haben ganz individuelle Züge. Wir sehen Stapfer, wie er, soeben aus Paris zurückkehrend, den Beratern des Aargau die wichtige Urkunde überreicht. Ohne Jubel, ohne Begeisterung, mit Würde und Gelassenheit nehmen die Beschenkten die Gabe entgegen, entsprechend der Stimmung jener Zeit. Die



Plakette zur aargauischen Jahrhundertfeier (Mittelfeite).



Plakette zur aargauischen Jahrhundertfeier (Bordersetze).

*) In der nächsten Nummer folgt auch die Plakette zur waadländischen Jahrhundertfeier. A. d. N.